

Thomas Moore.



Von Großbritanniens vier größten Dichtern der neueren Zeit gehören drei Schottland, nur einer Irland an. Während Scott, Byron und Burns in der Heimath Ossians geboren sind, stammt Thomas Moore von Grinsgrüner Insel. Der Sohn eines einfachen Kaufmanns, im Jahre 1780 zu Dublin geboren, weckte er schon frühzeitig durch seine eminenten Talente die Hoffnungen und den Stolz der Familie. Mit fünfzehn Jahren bezog er die Universität Dublin, ward nach vollendeten Studien Sekretär bei dem Admiralitätsgericht auf den bermudischen Inseln, kehrte jedoch, von der Eintönigkeit dieser Beschäftigung abgestoßen, bald in sein Vaterland zurück und widmete sich fortan ganz den Musen. Durch

eine Heirath vollständig unabhängig gemacht, konnte er, was wenigen Poeten zu Theil geworden, sorglos seinem Drange folgen. Moore trat schon früher denn Byron als Dichter auf, fesselte jedoch nicht sobald als dieser die Aufmerksamkeit der Welt. Er publizierte, zwanzig Jahre alt, eine Uebersetzung des Anacreon mit Noten, und gab im folgenden Jahre einen Band eigener Poesieen unter dem Namen Little heraus. Das letztere Werk und ein weiterer Band, der 1806 erschien, wurde wegen des zügellosen Charakters der meisten Gedichte hart getadelt, und erst im Jahre 1813, als er eine Reihe von Liedern für die Melodien seiner Heimath schrieb, verdiente und errang er allgemeinen Beifall. Die „Irish Melodies“ sind nach

und nach zu zehn Hefen angewachsen und gehören zu den bewundernswürdigsten und populärsten Werken, welche Britannien besitzt. Die Lieder Moore's zeichnen sich durch edle Heiterkeit und glänzende Phantasie aus, wenn sie auch der tiefen Leidenschaft und Zartheit entbehren, welche Burns' Gedichte besitzen. Seine Sprache hat etwas Epigrammatisches und schmiegelt sich gewandt an die Melodie, wenn man dem Ganzen auch die Arbeit anseht. Auch noch einem andern musikalischen Werke: „Sacred songs, Duets and Trios“ (1816) schloß er sich mit seinen Versen an. Im darauf folgenden Jahre beendigte er seine „Lalla Rookh“, und stellte sich damit im Urtheil der Welt mit einem Wurf unter die ersten Dichter seiner Zeit. Lalla Rookh, ein Werk, das ihm 3000 Pf. St. einbrachte, ist eine orientalische Erzählung, oder vielmehr eine Reihe von Erzählungen, in dem üppigen Geiste asiatischer Poesie und voll des reichsten orientalischen Zaubers. Neben seinen „Loves of the angels“, einem andern höchst erfindungsreichen und glänzenden Gedichte, publicirte Moore eine Reihe politischer Satyren. Er gehörte zu den eifrigsten Anhängern Irlands und zu den erbittertesten Feinden der Regierung. Biographische und historische Arbeiten haben ihn vielfach neben seinen poetischen beschäftigt, und seine Werke sind zu zehn Bänden angewachsen, welche 1840—42 in London erschienen. Phantasie, Wit, lebendiger, poetischer Ausdruck — darin concentrirt sich die Charakteristik seiner Werke. Moore starb im Jahre 1852.

Auf dem Eise.

Nordische Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Louis hatte die besten Vorsichtsmaßregeln für den Winter getroffen; er war ein energischer und robuster Mann, von großer Thatkraft und großem Muth. Aber trotz seiner Stärke hatte ihn das Klima gebeugt, und als sein Vater ihn fand, hatte er bereits auf das Leben verzichtet. Er hatte überdies nicht nur gegen die Elemente ankämpfen gehabt, sondern auch gegen die Boswilligkeit der beiden norwegischen Matrosen, die ihm das Leben verdankten. Es waren wilde Menschen, die gegen die natürlichsten Gefühle empfindungslos blieben. Louis empfahl sie aus diesem Grunde dem beobachtenden Auge Penellans, der ihn vor Wasling warnte.

Der ganze Tag verging unter der herzlichsten Freude des Wiedersehens. Fidéle Misonne und Pierre Rouquet schossen einige Seevögel in der Nähe der Hütte; diese frischen Speisen und das Feuer, das angezündet wurde, stärkten die Lebenskräfte der Kranken; auch Louis Cornbutte fühlte sich durch die Freude und das Glück kräftiger und gehoben.

Die Kälte von 30 Graden dauerte bis zum Mondwechsel und erst acht Tage nach ihrer Wiedervereinigung konnten sie an den Ausbruch denken. Die Sterne sollten ihre Führer sein. Die Kälte hatte bedeutend nachgelassen, es fiel sogar etwas Schnee.

Ob man das Winterquartier verließ, grub man dem armen Cortois sein Grab. Es war eine rührende Trauerfeier, welche auf Alle den tiefsten Eindruck machte, denn er war der Erste von ihnen, welcher sein Vaterland nicht wiedersehen sollte.

Misonne hatte aus den Brettern der Hütte eine Art Schlitten gebildet, welcher die Vorräthe fortzuschaffen sollte, und die Matrosen zogen ihn abwechselnd. Jean Cornbutte führte sie auf Wegen, die sie schon einmal gemacht, und man campirte pünktlich zur gleichen Stunde. Jean hoffte die Vorrathsdepots an ihrem Orte wiederzufinden, da sie ihm bei dem Zuwachs von vier Menschen doppelt nöthig geworden waren.

Die Vorsehung ließ sie auch ihren Schlitten wieder finden, der an dem Vorgebirge, wo sie so vielen Gefahren getrogt, zerschellt war. Nachdem die Hunde die Lederriemen zerrissen und gefressen, um ihren Hunger zu stillen, hatten sie sich über die Vorräthe des Schlittens hergemacht; diese Nahrung hatte sie am Leben erhalten, und sie waren es auch, die den Verirrten den Weg zeigten. Von den Vorräthen blieb immer noch eine große Masse übrig.

Die Carawane brach nach der Ueberwinterungsbai auf; die Hunde wurden an den Schlitten gespannt: auf dem Wege fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Man sah nur, daß Aupic, Wasling und die Norweger sich abseits hielten und sich nicht in die Gespräche ihrer Kameraden mischten; aber ohne daß sie es wußten, wurden sie scharf beobachtet.

Am 7. December, zwanzig Tage nach dem Wiederfinden, sahen sie von Ferne die Bai, wo die Jeune Gardie überwinterte. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Brigg mehr als zwölf Fuß hoch in der Luft zwischen Felsblöcken sitzend fanden. Sie eilten bestürzt nach dem Schiffe, wurden aber von dem hellen Freudengeschrei Gerviques, Turquiettes und Gradlins empfangen; Alle befanden sich im besten Wohlbefinden, obgleich sie häufig in großer Gefahr geschwebt.

Der Sturm, der leicht den Untergang der Carawane hätte herbeiführen können, wüthete auf dem ganzen Polar-meere und hatte die Jeune Gardie in diese wunderbare Position gebracht.

Die ersten Augenblicke gehörten der Freude; die Heimkehrenden fanden Alles in bester Ordnung, was ihnen einen mindestens erträglichen Winter versprach. Während des furchtbaren Sturmes wurde das Schneemagazin, das man auf der Seite des Schiffes errichtet, ganz zerstört, und die Lebensmittel, die es enthielt, vom Winde zerstreut, daß es nicht möglich war, auch nur einen Theil davon zu retten. Als Jean und Louis dies erfuhren, besuchten sie den Schiffsraum und die Cambüse, um zu wissen, woran man sich zu halten habe.

Das Thauen trat nicht vor dem Mai ein und die Brigg konnte die Bai nicht früher verlassen; man hatte also noch fünf Monate vor sich, die man im Eise zubringen, und während welcher man vierzehn Personen ernähren mußte. Jean berechnete, daß die Vorräthe, wenn die Mannschaft auch auf Halbration gesetzt würde, kaum bis zu jenem Momente ausreichten; man mußte sich deshalb die Jagd zur Pflicht machen.

Die Vorräthe blieben alle an Bord aufbewahrt, damit sich ein solches Unglück nicht wiederhole und die Neukömlinge wurden in den Kajüten der Matrosen untergebracht.

XIII.

Die beiden Rivalen. Verschwörung.

André Wasling hatte große Neigung zu den beiden norwegischen Matrosen gefaßt; auch Aupic gehörte zu der

Bande, die sich immer abseits hielt und alle neuen Maßregeln mißbilligte; aber Louis Cornbutte, der wieder Herr an Bord geworden, ließ sich nichts darein reden, und trotz der Bitten Mariens, sich sanft gegen seine Untergebenen zu benehmen, ließ er sie deutlich merken, daß er unbedingten Gehorsam fordere.

Deffenungeachtet bemächtigten sich die beiden Norweger zwei Tage später eines Kistchens mit gesalzenem Fleische; Louis verlangte, daß es ihm augenblicklich zurückgegeben werde, aber Aupic nahm sich ihrer an, und Basling erklärte sogar laut, die Maßregeln wegen der Kost könnten nicht länger beachtet werden.

Die Unglücklichen wußten gar wohl, daß diese im allgemeinen Interesse getroffen worden; sie suchten nur einen Vorwand zur Empörung. Penellan trat auf die beiden Norweger zu, welche alsbald ihre Messer zogen; aber von Misonne und Turquie unterstügt, gelang es ihm, sie ihren Händen zu entreißen und sich des Kistchens wieder zu bemächtigen. Als Basling und Aupic sahen, daß die ganze Mannschaft sich gegen sie kehre, mischten sie sich nicht in diesen Widerstand; Louis aber nahm den zweiten Capitän bei Seite und sagte:

„Basling, Sie sind ein Glender. Ich weiß, wohin das Alles zielt und wonach Ihre Gedanken streben; aber ich erkläre, wer es wagt, gegen mich zu conspiriren, dem das Wohl der ganzen Mannschaft anvertraut ist, den stoße ich mit eigener Hand nieder.“

„Cornbutte,“ antwortete Basling, „Sie mögen Ihre Autorität geltend machen, wie Sie wollen, aber vergessen Sie nicht, daß es hier keinen hierarchischen Gehorsam gibt, und daß der Stärkere allein das Gesetz macht.“

Das junge Mädchen hatte nie vor den Gefahren der Polarmeere gezittert; aber sie fürchtete sich vor diesem Haß, dessen Ursache sie war, und Louis' Energie vermochte sie kaum zu beruhigen.

Trotz dieser Kriegserklärung wurden die Mahlzeiten zu gleicher Stunde und gemeinschaftlich eingenommen. Die Jagd lieferte einige Pfarmigänse und weiße Hasen, aber mit der großen Kälte, die sich nach und nach einstellte, drohte auch diese Nahrungsquelle auszugehen. Am 22. December sank das Thermometer auf 35° unter Null; das Schiffsvolk fühlte heftige Schmerzen in Ohren, Nase und allen Extremitäten des Körpers; eine tödtliche Betäubung bemächtigte sich ihrer; das Athmen wurde ihnen immer schwerer.

Die ganze Mannschaft lag um den Ofen gekauert. Jean Cornbutte's Gesundheit war am meisten angegriffen; schon zeigten sich Symptome des Scorbut bei ihm und seine Beine bedeckten sich mit weißlichen Flecken. Das junge Mädchen befand sich wohl und sorgte für die Kranken wie eine barmherzige Schwester.

Der erste Januar war einer der traurigsten Tage. Der Wind war heftig, die Kälte kaum zu ertragen; die Muthigsten konnten nicht mehr als eine Promenade auf dem von einem Zelte geschützten Decke wagen; Jean Cornbutte, Gervigue und Gradlin verließen das Bett nicht; die beiden Norweger, Aupic und Basling, deren Körper Stand hielt, warfen ihren erliegenden Kameraden wilde Blicke zu.

Louis führte Penellan auf das Verdeck und fragte ihn, wie es mit dem Vorrath an Brennmaterial stehe.

„Die Kohlen sind längst verbraucht,“ antwortete Penellan, „wir verbrennen unser letztes Holz. Es bleibt nur ein Mittel, nämlich Alles zu verbrennen, was nicht

durchaus nothwendig für die Brigg ist. Im Nothfall können wir uns im Frühjahr ein kleines Schiff bauen.“

„Das ist das Neueste, zu dem wir schreiten,“ antwortete Louis, „und dazu ist erst die Zeit, wenn wir wieder erstarbt sind; denn unsere Kräfte nehmen ab, während die unserer Feinde zunehmen.“

Trotz der Kälte bestiegen sie die Schiffsschanze und hieben alles Holz ab, was nicht unumgänglich nöthig war, und womit man dem Ofen Nahrung zuführen konnte. Aber die unausgesetzte Wachsamkeit, zu der Louis und seine Freunde genöthigt waren, schwächte ihre Kräfte in solchem Maße, daß Gervigue und Gradlin vom Scorbut ergriffen wurden.

Als Cornbutte eines Tages in die Cambüse hinabstieg, um nach dem Citronenvorrath zu sehen, war er nicht wenig überrascht, die Fässer, in denen sie aufbewahrt wurden, nicht mehr zu finden; augenblicklich stieg er wieder hinauf und theilte Penellan seinen Erfund mit. Man hatte nicht lange nach den Dieben zu fragen: Louis begriff, weshalb die Gesundheit seiner Feinde ungeschwächt blieb; aber er hatte nicht mehr die Kraft, ihnen das heilsame Mittel, das seine Freunde retten konnte, zu entreißen.

XIV.

Todeskampf.

Die Kranken verließen das Bett nicht mehr. Jeder hatte außer der wollenen Decke eine Büffelhaut auf sich liegen; sie vermochten die Arme nicht an die Luft zu bringen, solche Schmerzen verursachte die Kälte.

Als Louis den Ofen angezündet, standen Penellan, Misonne und Basling auf und setzten sich um das Feuer; Penellan bereitete heißen Caffee, der sie erwärmte; auch Marie konnte an dem Mahle Theil nehmen.

Louis trat an das Bett seines Vaters, der beinahe bewegungslos dalag.

„Louis,“ sagte er mit schwacher Stimme, „ich werde bald sterben. . . . O! wie das schmerzt! . . . Rette mich!“

Louis faßte einen plötzlichen Entschluß; er trat auf den zweiten Capitän zu und sagte:

„Wissen Sie, wo die Citronen sind, Basling?“

„Nun, ich vermute, in der Cambüse,“ antwortete dieser hinwerfend.

„Sie wissen, daß sie nicht dort sind, denn Sie haben sie gestohlen.“

„Sie sind der Stärkere, Louis,“ antwortete Basling. „Sie können Alles sagen und Alles thun.“

„Haben Sie Mitleid, Basling, mein Vater stirbt! Sie können ihn retten, antworten Sie!“

„Ich habe nichts zu antworten,“ erwiderte Basling.

„Glender!“ rief Penellan, indem er sich mit dem Messer auf ihn warf.

„Zu mir, wer es mit mir hält!“ rief Basling zurückspringend.

Aupic und die beiden Matrosen sprangen aus ihrem Bette und stellten sich hinter ihn; Misonne, Turquie, Penellan und Louis rüsteten sich zur Vertheidigung, und Rouquet und Gradlin, obgleich noch sehr leidend, standen auf, um ihm zu secundiren.

„Ihr seid uns noch zu stark,“ sagte Basling; „wir werden wohl eine Zeit finden, uns zu rächen!“

Die Matrosen wagten nicht, sich auf diese vier Glen-

den zu werfen, denn im Falle einer Schlappe wären sie verloren gewesen.

„Basling,“ sagte Louis mit finstern Tone, „wenn mein Vater stirbt, so hast Du ihn getödtet, und ich werde Dich bei meiner Ehre wie einen Hund niedermegeln.“

Basling und seine Mitschuldigen zogen sich nach dem andern Ende der Kajüte zurück und schwiegen.

Da man bei der furchtbaren Kälte — das Quecksilber war gefroren — nicht auf die Jagd gehen konnte, so war man gezwungen, einen der treuen Hunde zu schlachten; das Fleisch wurde am Ofenfeuer gekocht und die Luft dadurch schrecklich verpestet.

Endlich — am 26. — änderte sich der Wind, und die Temperatur sank auf 25 Grade herab, was sie erträglich machte. Jean Cornbutte lag im Todeskampfe; sein Sohn hatte vergeblich ein Mittel gesucht, seine Schmerzen zu lindern. Die Augen Baslings waren beständig auf

ihn gefeset und Louis gewann die Gewissheit, daß die Glenden den so nöthigen Balsam verborgen hatten; denn unversehens sich auf Basling stürzend, entriß er ihm eine Citrone, die dieser auszufangen sich anschickte. Basling machte keinen Versuch, sie ihm zu entreißen; er schien einen bestimmten Tag zu erwarten, um seinen schändlichen Plan auszuführen.

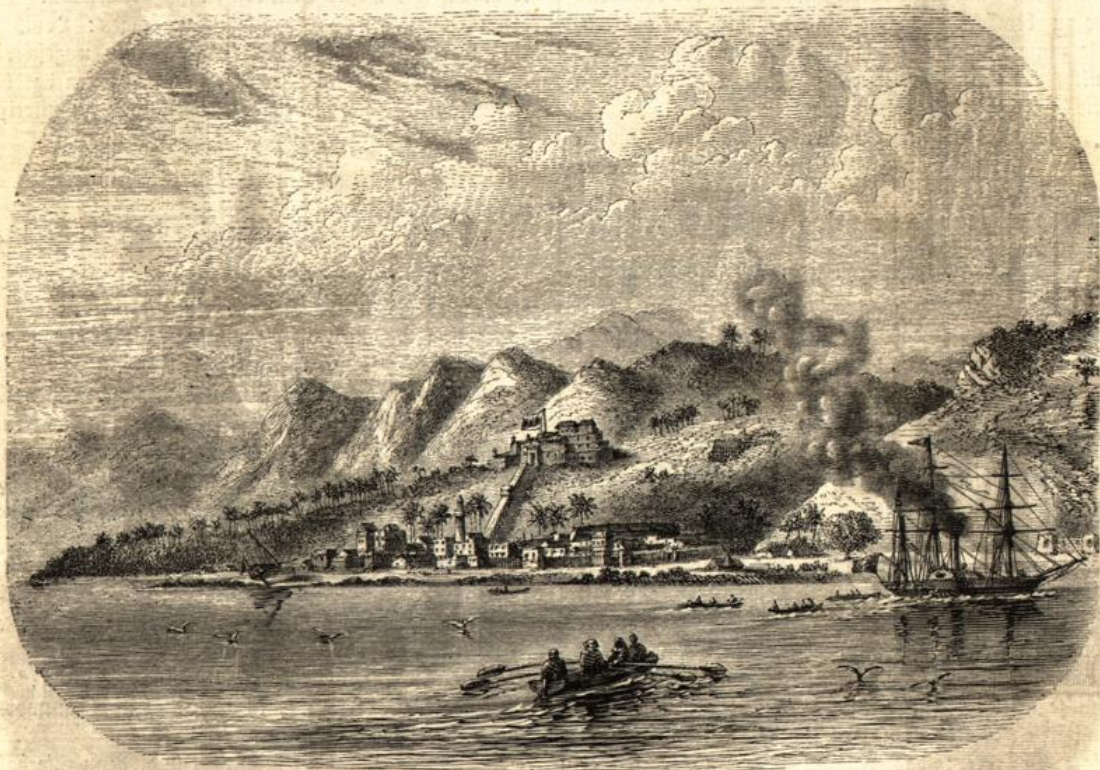
(Schluß folgt.)

Die comorischen Inseln.

III.

Anjouan.

Die Berge der Insel Anjouan, welche in der Mitte der comorischen Inseln liegt, sind nicht sehr hoch, und ihre



Insel Anjouan. Ansicht von Mutsa-Mudu.

fruchtbaren Abhänge werden von einer großen Zahl kleiner Flüsse bespült, welche Ueberfluß an guten Fischen von außerordentlicher Größe haben. Der Boden bringt beinahe ohne Cultur alle Pflanzen und Fruchtbäume Indiens hervor. Man findet köstliche Mangos, Mangustans, Pamplemoranzen, Granaten, Orangen und Ananas von herrlichem Geschmack. Die Cocosbäume, welche alle Berge der Insel bedecken, geben größere Früchte und bessere Milch, als die Afrikas und der benachbarten Inseln.

Anjouan wird von einer Colonie Araber von der Secte Alis bewohnt. Man zählt drei Städte, deren Häuser von Stein gebaut sind. Domoni, die Hauptstadt, liegt im Osten, die zweite mindergroße im Westen, und Mutsa Mudu im Norden; alle drei an der Küste. Domoni wird von einer Ringmauer und einer Festung beschützt; große Kanonen und zwei Feldschlangen, welche der erste

Consul den Anjouanern schenkte, drohen von den Wällen der Festern. Die Häuser von Domoni sind hoch, die Mauern stark, die Straßen eng und finster. Die Stadt ist in vier Quartiere eingetheilt, von denen jedes eine Moschee hat.

Der Palast des Sultans, der nicht ganz der Eleganz entbehrt, hat die Form eines Schiffhintertheils. Der jetzige Viceadmiral Desfosses landete am 16. December 1846 in Anjouan und hatte eine Zusammenkunft mit Sultan Selim. Der Repräsentant Frankreichs stieß bei dem Letzteren auf große Vorurtheile gegen seine Nation, welche die Engländer ihm eingeimpft; nach kurzer Unterredung gelang es jedoch, einen freundlichen Verkehr zwischen dem Hof und den Marineoffizieren herzustellen. Namentlich hoffte Selim dadurch seinen Thron zu stützen, der von Seid Hamaza bedroht war.

Der französische Reisende Leguevel de Lacombe beschreibt das Innere des Palastes eines comorischen Fürsten folgendermaßen:

„Ali, der Oheim des Sultans, lud mich zu einem Feste ein, das er den Vornehmen der Insel gab. Er ließ mich alle Zimmer des Palastes sehen, in welchem ich mehr als dreißig mit reichen persischen und chinesischen Stoffen bedeckte Betten fand; das schönste dieser Betten stand im Festsaal. Man hatte dort die glänzenden Kleider des Fürsten ausgebreitet, welche beinahe alle roth oder grün und mit Gold und Silber bordirt waren. Ein Koran-Manuscript, herrlich gebunden und mit Goldschlössern versehen, lag auf

einem seidenen Kissen mit Goldfransen. Um den großen, mit goldenen Platten, Tellern und Löffeln bedeckten Tisch standen mehrere Sophas, auf welchen die Geladenen mit gekreuzten Beinen saßen. Vor dem Mahle brachte man Rosenwasser zum Händewaschen, und so nach jedem Gang, da die Anjouaner sich der Hände statt der Gabeln bedienen. Die Gäste machten mit den Händen Klöschen von Fleisch und Reis, und tauchten sie in die stark gepfefferten Saucen. Nach dem Essen kamen Negerinnen und räuchernten die Härte der Gäste.“

Die Bevölkerung von Anjouan besteht nicht blos aus Arabern, sondern auch aus Negern und einer Race,



Zusammenkunft des Commandanten Desfosses und des Sultans Selim von Anjouan 1846.

welche aus Beider Mischung entstanden und Suheli heißt. Die Neger sind die Sklaven, die Araber die Grundbesitzer. Einen Theil der Producte verbrauchen sie selbst, den Rest verwenden sie zum Tauschhandel mit den Eingeborenen von Zanzibar.

Punkte.

Als einen Beitrag zur Kirchengeschichte Dänemarks unter Christian IV. können wir folgendes authentische Rescript vom 17. Mai 1646 an das Stift Aarhus mit-

theilen: „Nachdem wir in Erfahrung gebracht, daß das Schlafen in den Kirchen allzusehr überhand nimmt, so verordnen wir allergnädigt, daß in jeder Gemeinde des Stiftes einige Männer aufgestellt werden, welche in der Kirche umhergehen und mit einer langen Klatzsch die Leute auf den Kopf schlagen, welche schlafen, und auf diese Weise die Kirchgänger wach erhalten, damit sie fleißiger auf die Predigt hören.“

— Die schönste Frau auf Erden, behaupten französische und italienische Schriftsteller, war Paula de Vignier, eine Zeitgenossin Petrarca's. Man schildert sie als eines der Meisterwerke der Natur. Sie konnte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse nicht sehen lassen, ohne daß

ste von ganzen Schaaren von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen verfolgt wurde, denn man konnte sich nicht satt an ihr sehen. Das Parlament in Toulouse befürchtete Unruhen, und wußte kein anderes Mittel, dem zu steuern, als Fräulein Paula zu erfuchen, sie möchte nie unverkleidet ausgehen. Darüber waren die Leute jedoch sehr ungehalten, weil man ihnen den Anblick des schönsten Weibes auf Erden entzog, und sie droheten deshalb mit Gewalt. Darauf stellte das Parlament die Ordre aus, Paula solle sich zweimal in der Woche unverkleidet am Fenster zeigen. Paula beklagte sich über diesen Zwang; man beantwortete ihre Klage sehr freundlich, ohne jedoch weitere Notiz davon zu nehmen. Sie behielt ihr anmuthiges Gesicht und ihre graziose Gestalt beinahe bis zum 80. Jahre. Es ist ein wahres Glück, daß es nur selten eine so vollkommene Schönheit gibt.

— Ein Reisender in Peru erzählt: Sobald ein Fremder in ein Dorf kommt, erscheint sogleich der Alcade mit seinem Diener, um ihm seinen Paß abzufordern. Hat er keinen, so setzt er sich der Gefahr aus, auf einem Packesel zum nächsten Präfecten gebracht und vielleicht obendrein mißhandelt zu werden. Jedes Stück Papier, auf das Etwas groß geschrieben oder gedruckt ist, genügt für diese Polizei, da weder Alcade noch Diener lesen können. Als mir mein Paß abgefordert wurde, hatte ich gerade kein anderes Papier bei mir, als das, das ich zum Laden meiner Büchse brauchte, und auf gut Glück übergab ich es dem indianischen Diener, der es mit wichtiger Miene entfaltete. Mit großen Buchstaben stand darauf: „Lucia von Lammermoor.“ Es war der Theaterzettel der letzten Oper, die vor meiner Abreise von Lima gegeben wurde. Nachdem der Diener das Papier und mich aufmerksam verglichen, gab er es mir zurück und sagte: „Der Paß ist in Ordnung.“

Die Müllerin.

Eine Dorfgeschichte.

Clemens' Vater war der reichste Bäcker des Dorfes la Bastie; er besaß eine Meierei, die sich an einen waldigen Hügel lehnte, schöne üppige Wiesen, wohl cultivirte Felder und einige Morgen Wald, die ein hübsches Stück Holz abwarfen. In den Ställen stand herrliches Vieh, und in den Höfen trieb sich munteres Geflügel umher. Vater Clemens war ein Mann von fünfzig Jahren, von geradem, offenem Sinn und freundlichem Wesen; ohne geizig zu sein, rechnete er wie ein guter Wirtschaftler und der Ruf, den er als solcher genoß, ließ ihn zum Maire der Gemeinde vorschlagen, für welches Amt er jedoch dankte, da er die Kenntnisse, die dazu gehörten, nicht zu besitzen glaubte.

Clemens selbst war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren; groß, blond, zart gebaut; stets trug er schwarze Kleider, weshalb ihn die Nachbarn „Herr Clemens“ nannten, wie man den Alten kurzweg „Vater Estival“ hieß.

Vater Estival hatte seinen Sohn in das College geschickt und ihm eine vornehmere Erziehung geben lassen, als sie für seinen Stand paßte. Vor seinem Abgang nach Revers, wo er seine Studien machen sollte, hatte der pausbacige Clemens keinen höheren Gedanken, als die Meierei. Seit seiner Rückkehr war Alles ganz anders

geworden. Die Schnürstiefeln und die Weste von grobem Tuch, welche sein Vater trug, genirten ihn gewaltig; er behauptete, das Landleben sei prosaisch, und suchte vergeblich in seiner Umgebung die Helden, von denen die Feuilletonsromane wimmelten, auf die er abonniert war.

Vater Estival hatte längst an eine gute Versorgung für seinen Sohn gedacht und die Augen auf eine Nichte geworfen, welche schon im zwanzigsten Jahre Wittwe war und die schönste Mühle in der Umgegend besaß. Diese lag zwei Büchenschüsse von der Meierei. Die junge Müllerin war eine hübsche, liebe Frau, die trotz ihrer tüchtigen Wirtschaft die weißen Händchen nicht versäumte und die kleinen Füße in städtische Stiefeln schnürte. Sie sah ganz allerliebste aus, wenn sie Abends vor ihrer Thüre saß und die Diener in einem Tone schalt, dem sie vergeblich einen strengen Anstrich zu geben suchte.

Wenn Vater Estival durch die Mühle ging, lächelte er in die Halsbinde hinein, rieb sich die Hände und murmelte: „Eine feine Fliege fang' ich da! Mein Sohn wird einst das schönste Gut von Devista bis Revers und von Glasmey bis Moulin besitzen.“

Aber er beachtete nicht, mit welchem Widerwillen er die Feldgeschäfte beaufsichtigte und wie wenig Geschmack er den Freuden des häuslichen Herdes abgewann. Er ging deshalb eines Morgens, als die Arbeiter frühstückten, zur Mühle hin und trat bei seiner Nichte ein, die sich gerade die schönen blonden Haare vor einem kleinen Spiegel glättete. Als sie ihm einen Stuhl hingerrückt, setzte er sich auf ihre freundliche Aufforderung und begann:

„Liebe Nichte, wie viel Jahre zählst Du?“

„O ich bin alt, sehr alt,“ antwortete sie in heiterem Tone, — „zwanzig Jahre.“

„Bah! Ich ließe mir Dein Alter gefallen; aber Du bist Wittwe, wirst Dich wieder verheirathen, . . .“ fuhr er fort.

„Ich denke wohl,“ antwortete sie unwillkürlich.

„Was hältst Du von Deinem Vetter Clemens?“

„Um, — er ist ein hübscher . . . Herr . . .“

„Dir wär' er wohl etwas ländlicher lieber?“

„Je nun, . . . aber . . .“

Vater Estival rieb sich die Hände. „Dieses Aber gefällt mir.“

„Ich habe nicht „ja“ gesagt.“

„Sagtest Du „nein“, liebes Kind?“

„Noch nicht.“

„Gut denn, so kündige ich Dir den Besuch Deines Veters an.“

„Schon jetzt?“

„Wenn mein Heu reif ist, so mähe ich es, und warte nicht erst auf den Winter. Und Du hast mir gesagt, Du werdest schon alt.“

Sie hing sich an seinen Hals und gab ihm einen Kuß auf die Wangen.

Vater Estival ging leichten Herzens von dannen. Bei der Thüre des Nachthofes begegnete er seinem Sohn. Clemens war ernst und blaß, wie ein Romanheld. Er grüßte seinen Vater höchst ceremoniös und sagte: „Ich suchte Sie, mein Vater.“

„Was willst Du von mir? Auch ich suchte Dich.“

Clemens nahm eine feierliche Haltung an und sagte: „Morgen ist mein Geburtstag, an welchem ich einundzwanzig Jahre alt bin.“

„Das Alter, in dem sich ein junger Mann häuslich niederläßt.“

„Allerdings, mein Vater, und Sie wissen, daß Sie in solchem Falle mir über das Vermögen meiner Mutter Rechenschaft zu geben haben.“

Diese barsche Herausforderung verlegte Vater Estival; er antwortete jedoch ruhig:

„Ich weiß, mein Sohn; ich bin Dir morgen sechzig tausend Franken schuldig.“

„O ich verlange nur die Zinsen.“

„Hm! Du wirst sie wohl hier nicht brauchen?“

„Ich denke auch nicht daran, hier zu bleiben. Morgen gehe ich nach Paris.“

„Aber Deine Frau wird nicht Lust haben, mitzugehen! Und wer wird für die Meierei und die Mühle sorgen?“

„Von welcher Frau, von welcher Mühle sprechen Sie?“

„Von Rose und ihrer Mühle. Willst Du denn Rose nicht heirathen?“

„Pfiu! Eine Bäuerin!“

Clemens trat einen Schritt zurück.

„Mein Vater,“ fuhr er fort, „Sie haben mir eine bessere Erziehung geben lassen; ich kann weder Pächter noch Müller werden.“

„Und was willst Du denn?“ rief Vater Estival entrüstet.

„Ich will Maler werden,“ sagte Clemens kalt. „Ich bin es schon; ich habe Talent.“

Der Pächter zuckte die Achseln. Clemens grüßte und ging weg.

Vater Estival blieb einige Augenblicke verblüfft stehen; dachte aber dann an das Sprüchwort, daß die Frauen im kleinen Finger mehr Verstand haben, als die Männer im ganzen Kopfe und ging.

Die Müllerin hörte ihn ruhig an und sagte dann:

„Mein Better hat Recht, daß er nach Paris gehen will. Lassen Sie ihn ruhig gehen. Er wird schon wieder kommen. Morgen soll er gehen.“

„Bist Du toll?“

„Keineswegs. Sie geben ihm jährlich drei tausend Franken, und wenn er Schulden macht, so bezahlen Sie dieselben. Ich sage Ihnen, ehe ein Jahr vergeht, ist er zurück. Und er wird statt seines schwarzen Rockes ganz ruhig eine blaue Blouse tragen. Das sage ich, und Sie wissen: was eine Frau will, will auch der Himmel.“

Und Rose putzte sich so schön als möglich, zog die feinsten Stiefelchen an, warf das hübscheste Tuch um und gab Vater Estival den Arm.

Clemens war in seinem Zimmer; sie ging hinauf, schloß die Thüre hinter sich und sagte:

„Better, denken Sie sich, Ihr Vater war eben bei mir und erzählte mir, Sie wollten nach Paris. Daran habe ich nicht gezweifelt. Aber er will sich wirklich Ihrem Plane widersetzen.“

„Das wollen wir sehen!“ murmelte der künftige Maler.

„Ich habe ihm gleich gesagt, er sei ein alter Schwäger, und solle sich doch nicht einsinken lassen, Sie zum Pächter und mich zu Ihrer Frau machen zu wollen, mich, eine einfache Bäuerin.“

Clemens stotterte verlegen einige unverständliche Worte.

„Sie brauchen vermöge Ihrer Erziehung eine feine Frau aus Paris. Ich habe nun Ihren Vater überredet, und er gibt nach.“

Clemens küßte dankbar die Hand der Müllerin, und schon am andern Morgen fuhr er in Begleitung eines ehemaligen Collegegenossen, der ihn zum Maler gestempelt, nach der Weltstadt.

Der Vater vergoß heiße Thränen, aber die Nichte tröstete ihn.

Ein Jahr verfloß; der arme Pächter sah keinen andern Stern an seinem Himmel, als eine Masse Gläubiger. Er bezahlte, bezahlte in einem fort, denn Clemens war Herr seines Vermögens. Vater Estival wurde in wenigen Monaten um zehn Jahre älter.

Clemens Schulden hatten die Summe von dreißig tausend Franken erreicht. Die Enttäuschung kam. Clemens merkte eines schönen Tages, daß Paris und das Künstlerleben seine Dornen habe, und dachte an die Müllerin und den alten Vater zurück.

Eines Morgens brachte ihm der Postbote einen Brief folgenden Inhaltes:

„Mein lieber Better!“

„Ich zähle einundzwanzig, bin alt und gedenke ein Ende zu machen. Ich heirathe in acht Tagen. Rathen Sie, wen? Ich werde Ihre Stiefmutter und heirathe Vater Estival. Er ist freilich einundfünfzig Jahre alt, aber er ist frisch wie eine Rose, und wir sind Nachbarn. Pachtthof und Mühle vertragen sich gut. Ich lade Sie zu meiner Hochzeit ein. Wenn Sie bereits eine schöne Dame von Paris geheirathet, bitte ich, sie zum Feste mitzubringen. Wir werden sie bestens bewirtheten.“

Ihre künftige Mutter
Rose.

„N. S. Der Contract wird Sonntag nach der Messe unterzeichnet. Apropos! Da es wohl möglich ist, daß Sie in Verlegenheit sind, weil der Aufenthalt in Paris viel kostet, so sende ich Ihnen tausend Franken, damit Sie unverzüglich kommen.“

Clemens fiel bei dieser Nachricht wie aus den Wolken, und schrie dann, sein Vater sei ein Narr, in seinem Alter noch zu heirathen; Rosens jugendliche Gestalt trat ihm in diesem Augenblick lebhaft vor die Erinnerung.

Die tausend Franken von Rose fielen auf ein trockenes Erdreich; er ordnete damit einige Schulden, und noch am selben Abend fuhr er nach Nevers. Am Morgen des nächsten Sonntag kam er in la Bastie an. Der Weg zum Pachtthofe führte an der Mühle vorüber; Clemens sah die Thüre offen und trat ein. Er fand die Müllerin bei ihrer Toilette.

„Mein Gott, Herr Clemens,“ rief sie mit einem ironischen Accent. „Sie hier?“

„Gewiß.“

Rose war schöner als je.

„Und Ihre Frau?“

„Ich bin nicht verheirathet. Aber mein Vater...“

„Nun, er ist vernünftig geworden und meinte, was für seinen Sohn nicht gut sei, werde es für ihn sein. Da ist er.“

Vater Estival trat ein — gekleidet wie ein Prinz, ein Lächeln auf den Lippen, einen Strahl des Glücks in den Augen. Kurz, er war eher vierzig Jahre als fünfzig.

Nachdem er seinen Sohn umarmt, küßte er Rose auf die Stirne und sagte: „Guten Morgen, meine kleine Frau. Kommt denn zur Mühle.“

„Herr Clemens,“ sagte die Müllerin mit einem boshaften Complimente, „gehen Sie mit meinem Vatten, ich

folge sogleich; ich habe noch Befehle wegen des Notars zu geben."

Clemens ergriff bei dem Worte „Notar“ den Arm seines Vaters und sagte zu dem Pächter:

„Denken Sie wirklich daran, sich wieder zu verheirathen?“

„Warum nicht? Ich bin noch nicht so alt!“ Dabei richtete sich der Pächter stolz auf.

„Aber Rose ist dreißig Jahre jünger, als Sie, mein Vater.“

„Was thut es?“

„Sie werden alt sein, während die hübsche Frau noch jung ist.“

„Ich hoffe, mich zu conserviren.“

„Bedenken Sie doch!“

„Hier ist nichts mehr zu denken. Die Hochzeit ist verkündigt, der Notar wird erscheinen, und Du weißt, er kommt von Nevers.“

„So soll er wieder nach Nevers heimkehren.“

„Aber er hat den Contract schon aufgesetzt.“

„Die Namen sind doch nicht ausgefüllt?“

„Ich weiß nicht. . . Warum?“

„Nun, weil dann die Mühe des Beamten nicht umsonst gewesen; das Papier könnte für einen Andern benützt werden.“

„Für wen?“ fragte Estival mit seinem Lächeln.



„Wenn es nur das ist!“

„Nun,“ sagte Clemens entschlossen, „für mich, wenn's gefällig.“

In diesem Momente trat die Müllerin zu ihnen.

„Sprich doch, Rose,“ sagte Vater Estival, „weißt Du wohl, daß mein künftiges Glück Eifersüchtige macht? Ich habe einen Rival . . .“

„Um so schlimmer für ihn,“ antwortete sie.

„Rathe, wen?“

„D,“ sagte sie mit einem Lächeln, „das ist nicht schwer, es ist mein Cousin von Paris; aber er verliert seine Zeit; ich will keinen Mann in schwarzem Rock. Ich bin eine Müllerin und würde ihn Abends weiß machen.“

„Wenn's nur das ist!“ rief Clemens, und warf seinen Rock ab, indem er der Müllerin zu Füßen fiel; „seht bin ich in Müllertracht.“

„Dann,“ sagte sie, „wollen Sie also nicht nach Paris zurückkehren, und wenn wir Kinder haben, sollen sie keine Gelehrte werden?“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Es ist seltsam,“ murmelte Vater Estival, „daß die jungen Leute heutzutage nie werden wollen, was ihre Väter waren!“

• Das war Alles, was der Vater über die Aufführung seines Sohnes sagte; er verzichtete und begnügte sich mit der Rolle des Großvaters.